

Kritik in Kürze

An Bildern entlang

Eine in programmatischen Einlassungen zu Bildwissenschaft gern wiederholte Feststellung lautet, dass Bilder zwar unsere Alltagswelt beherrschen, es mit unserer visuellen Kompetenz dagegen immer noch im Argen liege. Woran man vor allem sieht, dass Kunsthistoriker und andere Geisteswissenschaftler auf umkämpftem akademischem Terrain eben ihre Interessen wahren müssen. Da können auch prominente Zeugen abseits dieses Gebiets nicht schaden. Peter Greenaway zum Beispiel, der in einer nun zum Sammelband gewordenen Vorlesungsreihe an der Berliner Humboldt-Universität zur „Ikonologie der Gegenwart“ zu Gast war. Er konstatierte unter anderem eine von Texten dominierte Tradition des Kinos, das sich zu selten an der bildenden Kunst orientiert habe. Der Band enthält zwar lediglich ein Resümee der Vorlesung von Greenaway, aber man kann sich an dessen Filme halten und meint dann schnell zu begreifen, was Kinogängern durch die diagnostizierte Dominanz des Textes erspart blieb. Unter den anderen Beiträgen: Okwui Enwezor dankt über Großausstellungen nach, Barbara Stafford widmet sich in eigener Sache der Analogie als medientheoretischem Prinzip, und Wolfram Hogrebe entdeckt in Michelangelos Kruzifix für Vittoria Colonna einen spekulativen Gedanken Schellings vom abgrundigen Schöpfergott wieder, über dessen theologische Sprengkraft Kardinal Lehmann, seinerseits mit einem Text über das Bild zwischen Glauben und Sehen vertreten, die Stirn gerunzelt haben dürfte. („Ikonologie der Gegenwart“, Hrsg. von Gottfried Boehm und Horst Bredekamp, Fink Verlag, München 2009, 179 S., Abb., geb., 24,90 €.) hmay

Durch die Wüste

Die Sahara nimmt ungefähr ein Drittel der Landmasse des afrikanischen Kontinents ein. Sie blieb bisher jedoch weitgehend außerhalb des Radars der historischen Afrika-Forschung. Historiker interessierten sich entweder für das Afrika „südlich der Sahara“ oder, als Nordafrika-Spezialisten, für die Beziehungen dieser Region mit dem Nahen Osten oder Europa. Ghislaine Lydon entwirft nun auf breiter Quellengrundlage ein beeindruckendes Panorama der Sahara im neunzehnten Jahrhundert, in welchem sie vor allem die aufblühenden Handelsbeziehungen und religiösen Netzwerke untersucht. Die steigende Bedeutung des Handels wurde nicht zuletzt durch größere geopolitische Veränderungen ausgelöst: die Bildung islamischer Staaten in Westafrika, die Etablierung französischer Kontrolle in Algerien und Senegal sowie die Neubebelung der osmanischen Herrschaft in Libyen. Hinzu kamen engere Verbindungen zwischen dem transatlantischen und osmanischen Handel, in welchem Baumwolle und Waffen für Sklaven – die mit Abstand wichtigste „Ware“ –, Gummiarabikum, Straußfeder und Papier getauscht wurden. Letzteres verbesserte zunehmend die rechtliche und logistische Organisation des Handels und führte zu einer, wie es die Autorin nennt, „Papierökonomie des Glaubens“. In Ermangelung verlässlicher staatlicher Strukturen entwarfen einzelne Händler und lokale muslimische religiöse Autoritäten kommerzielle Regularien, die verstärkt auf Papier festgehalten wurden und auf einem gemeinsamen Verständnis sozialer Normen beruhten. (Ghislaine Lydon: „On Trans-Saharan-Trails“. Islamic Law, Trade Networks, and Cross-Cultural Exchange in Nineteenth-Century Western Africa. Cambridge University Press, New York 2009, 468 S., geb., 73,- €.) eck

Literatur

Die Legionäre der Todesengel sprechen viele Sprachen

In Zungen töten: Gert Heidenreich macht es den Lesern in seinem Verschwendungsroman „Das Fest der Fliegen“ nicht leicht.

Wer den Namen Gert Heidenreich noch nicht auf einem Buchdeckel gelesen hat, der kennt ihn vielleicht aus dem Abspann von FernsehSendungen, und zwar unter dem Kennwort „Sprecher“. Das eigentliche Gebiet des vielseitigen Mannes aber ist die Literatur. Zu ihr hat er Romane, Theaterstücke, Essays und auch lyrische Arbeiten beigelebt, wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Grimme-Preis, und wirkte in den Jahren 1991 bis 1995 auch als Präsident des deutschen PEN. Nun legt er ein neues Buch vor, betitelt „Das Fest der Fliegen“, versehen mit dem Hinweis „Kriminalroman“.

Eine spannende Lektüre also? Ja und nein. Zwar weckt sie das Interesse des Krimi-Freudens daran, wer die Morde, um die es hier geht, begangen hat, wie und warum. Aber der Autor macht es dem Leser nicht leicht. Er fasert nämlich das Romangeschehen in unendlich viele Einzelstränge auf. Und er verteilt die Handlung

Neue Sachbücher



In sicheren Stricken dem betörenden Gesang der Sirenen entgegen: Kirk Douglas als recht vergnügter Odysseus in einem Film aus dem Jahr 1954

Foto Cinetext

Seemannsgarn muss man aufzudröseln wissen

Lassen sich die Wege des Homerschen Odysseus auf einer Landkarte wiederfinden? Armin Wolf weiß einer alten Frage erhellende Einsichten in die frühgriechische Welt abzugewinnen.

Welche Art von Wirklichkeit oder gar Wahrheit die homerischen Epen in sich bergen, ist seit der Antike umstritten. Zuletzt stand dabei die „Ilias“ im Mittelpunkt, die Frage nach der Geographie der „Odyssee“ insgesamt als falsch, als „aussichtslosen Unfug“, zu brandmarken. Doch diese Argumentation hat ihrerseits einen Webfehler: Ein wissenschaftliches Problem wird nicht zum „Phantom“, nur weil es viele mögliche Lösungsversuche gibt. Die Varusschlacht wurde, um ein aktuelles Beispiel zu bemühen, an Hunderten von Orten lokalisiert; dennoch hat sie unbestritten an einer bestimmten Stelle stattgefunden, und nicht alle Vorschläge können nach den Kriterien der beteiligten Wissenschaftsdisziplinen gleiches Gewicht beanspruchen. Das betont auch Wolf in seinem leserwerten, bisweilen sogar amüsanten Spaziergang durch den Irrgarten der Hypothesen, deren Grundoptionen übrigens allesamt schon in der Antike formuliert wurden.

Der etwas hochmütige Agnostizismus der (älteren) philologischen Homerforschung hat sich überlebt. Es war, so bemerkte Uvo Hölscher schon vor gut zwanzig Jahren mit Recht, „eine falsche Ehrenrettung des Dichterischen, wenn man die Abenteuer ins Nirgendwo des Märchens verwies“. Die „Odyssee“ entstand wahrscheinlich im frühen siebten Jahrhundert,

en, hat man auch die Route als Ganzes nachzuzeichnen versucht. Doch die Debatte fiel auseinander, mit weitreichenden Folgen: Die um Texttreue und Genaugigkeit bemühten Rekonstruktionen etablierter Gelehrter vermochten an entscheidenden Stellen scheinbare Widersprüche nicht auszuräumen, weswegen das ganze Bemühen außer Kurs kam. Das Vakuum füllten Laien oder Fachleute anderer Disziplinen mit wilden Spekulationen; Odysseus mutierte als Umsegler Afrikas, Erkunder der Ostsee oder Entdecker Amerikas zur Märchenfigur.

Derlei Absurditäten erleichterten es der zünftigen Wissenschaft, die Frage nach der Geographie der „Odyssee“ insgesamt als falsch, als „aussichtslosen Unfug“, zu brandmarken. Doch diese Argumentation hat ihrerseits einen Webfehler: Ein wissenschaftliches Problem wird nicht zum „Phantom“, nur weil es viele mögliche Lösungsversuche gibt. Die Varusschlacht wurde, um ein aktuelles Beispiel zu bemühen, an Hunderten von Orten lokalisiert; dennoch hat sie unbestritten an einer bestimmten Stelle stattgefunden, und nicht alle Vorschläge können nach den Kriterien der beteiligten Wissenschaftsdisziplinen gleiches Gewicht beanspruchen. Das betont auch Wolf in seinem leserwerten, bisweilen sogar amüsanten Spaziergang durch den Irrgarten der Hypothesen, deren Grundoptionen übrigens allesamt schon in der Antike formuliert wurden.

Aus den zahlreichen Angaben im Epos destilliert Wolf zunächst rein geometrisch eine abstrakte Route vom Kap Maleia an der Spitze der Peloponnes bis Ithaka, den zwölf erzählten Streckenabschnitten folgend, und legt sie gleichsam über eine moderne Seekarte. Dadurch ist die Zahl der Möglichkeiten, bestimmte Orte zu lokalisieren, bereits erheblich eingeschränkt und sind willkürliche Identifizierungen aufgrund einzelner markanter Merkmale nicht mehr so leicht möglich. Die in Frage kommenden Orte werden im nächsten Schritt an den epischen Angaben überprüft. Starkes Gewicht wird schließlich

mithin in einer Zeit, da griechische Seefahrer als Siedler, Söldner, Piraten oder Händler von den Gewässern zwischen Hellas, der libyschen Küste und Mittelitalien schon ziemlich genaue Kenntnisse erworben und Griechen in dieser Region zahlreiche Städte gegründet hatten. Die Aristokraten waren mobil, wagemutig und oft gezwungen, das Weite zu suchen; das Wissen der Kapitäne und Steuermanns zirkulierte von vielbesuchten Tauschplätzen aus.

Wolf fügt seine Rekonstruktion nun genau in diesen Kontext ein, indem er alle Atlantik- oder Schwarzmeeerreitertheorien verwirft: Sein „Odysseus“ bewegt sich im westlichen Mittelmeer, einer nautischen Erfahrungswelt, deren vorherrschende Windrichtungen, Meeresströmungen sowie Küsten mit ihren Ankerplätzen und Gefahrenstellen bekannt waren. Natürlich geht es nicht darum, eine tatsächliche, womöglich noch bronzezeitliche Fahrt des mythischen Odysseus zu „beweisen“. Aber die zahlreichen nautischen und topographischen Angaben erlauben es durchaus, eine Route zu rekonstruieren, deren wesentliche Teile zur Zeit des „Odysseus“-Dichters bekannt waren, befahren wurden und aufgezeichnet werden konnten.

Aus den zahlreichen Angaben im Epos destilliert Wolf zunächst rein geometrisch eine abstrakte Route vom Kap Maleia an der Spitze der Peloponnes bis Ithaka, den zwölf erzählten Streckenabschnitten folgend, und legt sie gleichsam über eine moderne Seekarte. Dadurch ist die Zahl der Möglichkeiten, bestimmte Orte zu lokalisieren, bereits erheblich eingeschränkt und sind willkürliche Identifizierungen aufgrund einzelner markanter Merkmale nicht mehr so leicht möglich. Die in Frage kommenden Orte werden im nächsten Schritt an den epischen Angaben überprüft. Starkes Gewicht wird schließlich

darauf gelegt, die jeweils zurückgelegten Strecken möglichst genau zu ermessen und dabei realistische Fahrtgeschwindigkeiten anzunehmen.

So entsteht ein Netz aus Gesichertem und Plausiblem, und selbst wenn eine kritische Prüfung im Detail ergibt, dass der Autor mitunter zu optimistisch ist oder sich zu sehr einer rationalisierenden Lesart der homerischen Schilderungen hingibt, so wird das Netz doch nur etwas weitaus schärfere nicht voneinander trennen lassen. Seine Analysen sind dabei von wohltemperter Klarheit. Die aufgezeichneten Gespräche vermitteln Einblicke in die arabische und jüdische Kultur und deren Schnittstellen. Immer wieder greift der Autor auch auf seine eigenen Erinnerungen zurück, insbesondere um die bizarre Geschichte seines eigenen gebüttelten Landes zu erzählen. Und er zeigt, wie in einer für viele arabische Staaten repräsentativen Gesellschaft schon den Kindern der Hass auf Israel eingeimpft wird.

Für seinen Großvater, schreibt Wali, habe der Niedergang der irakischen Kultur mit dem Weggang der Juden begonnen. Es scheint ihm auf seiner Reise tatsächlich, als wäre die gesamte irakische Kultur ins Exil gegangen. Er trifft auf Emigranten, die einen im Irak ausgestorbenen Dialekt beherrschen und urale musikalische Traditionen pflegen. Einen leidenschaftlichen Bewahrer früherer irakischer Kultiviertheit findet er auch in dem Literaturwissenschaftler Sasson Somekh. Der war einst enger Vertrauter des ägyptischen Literaturnobelpreisträgers Nagib Mahfuz, dessen Plädoyer, die von Generationen geprägte Freundschaft und Kooperation zwischen Arabern und Juden höher einzuschätzen als die Konflikte, den Grundton dieses Buchs bestimmt.

ANNIKA MÜLLER
Najem Wali: „Reise in das Herz des Feindes“. Ein Iraker in Israel. Aus dem Arabischen von Imke Ahlf-Wien. Hanser Verlag, München 2009, 239 S., br., 17,90 €.

Verschlungene Geschichten

Najem Walis Reise durch das Land des Feindes

Der 1956 im südirakischen Basra geborene und seit 1980 in Deutschland im Exil lebende arabische Intellektuelle Najem Wali war 2007 einer Einladung der Universität Haifa zu einer Tagung namens „Irak Quo Vadis“ gefolgt und anschließend für einige Zeit in Israel geblieben. Sein Bericht von dieser Reise brachte ihm in der arabischen Welt nicht nur scharfe Kritik ein, sondern auch Morddrohungen von Seiten des irakischen „Widerstands“.

Schon in früheren Büchern hatte Wali die Doppelmorale arabischer Gesellschaften beleuchtet. Der Israel-Konflikt, so lautet sein Vorwurf, werde von arabischen Herrschern dazu benutzt, vom Demokratiedefizit in den eigenen Ländern abzulenken. Wirtschaftskrisen, die Verschlechterung des Bildungsniveaus, die Ausbreitung des Islamismus – all dies würde mit dem arabischen israelischen Konflikt erklärt.

Wali entwickelte auf seiner Reise Sympathie für den jüdischen Staat und beschreibt ihn fast durchweg wohlwollend. Die Lebensgeschichten der Menschen, denen er begegnet, sind so plastisch dargestellt und zeitgleich auf solch tragische Weise miteinander verknüpft, dass sie ebenso gut einem Roman Wali entstammen könnten. Da ist der jüdisch-irakische Taxifahrer, der sich so sehr über den Besuch des Autors freut, dass er ihn umsonst kutschiert. Da ist die junge Muslima, die vor einer Zwangsehe aus dem Libanon flüchtete und für ein Frauenarzt in Jerusalem arbeitet. Da ist der Archäologe Avner Goren, der den Autor aus Jerusalem führt und ihm eine nüchtern-kritische Perspektive auf die Geschichte der von religiösen Auseinandersetzungen zerrißenen Stadt eröffnet.

Mit zahlreichen Anspielungen auf die arabische Literatur führt Wali den Leser nicht nur durch das Land, sondern auch durch die Geschichte des Nahen Ostens. Er beschreibt den Nahen Osten als einen Schmelztiegel, in dem sich Christentum, Judentum und Islam kulturell nicht voneinander trennen lassen. Seine Analysen sind dabei von wohltemperter Klarheit. Die aufgezeichneten Gespräche vermitteln Einblicke in die arabische und jüdische Kultur und deren Schnittstellen. Immer wieder greift der Autor auch auf seine eigenen Erinnerungen zurück, insbesondere um die bizarre Geschichte seines eigenen gebüttelten Landes zu erzählen. Und er zeigt, wie in einer für viele arabische Staaten repräsentativen Gesellschaft schon den Kindern der Hass auf Israel eingeimpft wird.

Für seinen Großvater, schreibt Wali, habe der Niedergang der irakischen Kultur mit dem Weggang der Juden begonnen. Es scheint ihm auf seiner Reise tatsächlich, als wäre die gesamte irakische Kultur ins Exil gegangen. Er trifft auf Emigranten, die einen im Irak ausgestorbenen Dialekt beherrschen und urale musikalische Traditionen pflegen. Einen leidenschaftlichen Bewahrer früherer irakischer Kultiviertheit findet er auch in dem Literaturwissenschaftler Sasson Somekh. Der war einst enger Vertrauter des ägyptischen Literaturnobelpreisträgers Nagib Mahfuz, dessen Plädoyer, die von Generationen geprägte Freundschaft und Kooperation zwischen Arabern und Juden höher einzuschätzen als die Konflikte, den Grundton dieses Buchs bestimmt.

ANNIKA MÜLLER
Najem Wali: „Reise in das Herz des Feindes“. Ein Iraker in Israel. Aus dem Arabischen von Imke Ahlf-Wien. Hanser Verlag, München 2009, 239 S., br., 17,90 €.

zen in der Moderne nicht möglich. Doch die Verschwörer wissen einen Ersatz dafür: eine Giftspritzte in den Hals, die im Inneren der Todgeweihten quälende Hitze entfacht.

Damit hätten wir also die Mörder. Aber deren Identitäten bleiben lange verborgen, denn sie tun alles, um ihr privates und ihr heiligmaßiges Dasein auseinanderzuhalten. So viel wird immerhin schon am Anfang deutlich: Die Engelslegion ist rund um den Globus tätig, ihr gehören Personen aus sehr vielen Ländern an. Dementsprechend ist auch die kriminopolizeiliche Gegenpartei internationale zusammengesetzt. Sowohl die Täter wie ihre Verfolger führen den Leser abwechselnd nach Frankreich, Schottland,

niederländische und weitere Erdewinkel. Zentrum jedoch ist ein süddeutsches Kleinstädtchen namens Zungen an der Nelda, dessen reale Existenz kein Lexikon bestätigt. Doch nimmt sich das Nest sehr glaubwürdig als Modell kleinstädtischer Heimat aus, belastet mit allerlei Peinlichkeiten aus früheren Zeiten, darunter auch etlichen aus den Hitlerjahren. Eine Weile lang könnte man meinen, in diesem Zungen einige Rechtfertigungen für die Aktionen der mörderischen Engelslegionäre zu finden. Aber schnell wird deutlich, dass zwischen den Kleinstädtlern und den Marienkämpfern eigentlich nur ein einziger Unterschied besteht: Die Legionäre können besser Latein sprechen. Leider tun sie das auch ausgiebig, was die Lektüre nicht einfacher macht, auch dort nicht, wo der jeweilige Fromme eine kurze Übertragung seiner Äußerungen ins Deutsche nachreicht. Sozusagen zum Ausgleich sprechen ihre Gegner sehr viel Englisch, Französisch, teils auch Griechisch.

In Zungen ist auch der Hauptheld der Verfolgerseite heimisch. Er heißt Alexander Swoboda, war früher Kriminalbeamter und arbeitet seit seiner Pensionierung als Kunstmaler. Während einer Kulturreise wurde er in Edinburgh Zeuge eines der heiligen Morde, danach folgt ein gründ-



Multitalent: Gert Heidenreich, 1944 in Eberswalde geboren

Foto Brigitte Friedrich

licher und lang andauernder Rückfall in seine Kriminal-Existenz. Mit Swoboda reisen wir durch die betroffenen Länder, lernen die dortigen Polizeikollegen kennen und nehmen Teil an der internationalen Suche nach den frommen Verbrechern. Am Ende treffen sich alle wieder in Zungen. Dort nämlich residieren, fast den ganzen Roman hindurch unerkannt, die Engelslegionäre. Dort arbeitet ihr Präses, genannt Petrus Venerandus, in Wirklichkeit ein Ire namens Leicester Burton, am Abwehrschlag gegen Swoboda. Er scheitert, die Legion zerfällt, ihr Anführer stirbt in einem dümmen Albtraum.

Hat das Gute gesiegt? So scheint es. Aber angesichts der Überfülle verdammenswerter Aktivitäten, aus denen die Romanhandschrift sich zusammensetzt, mag man es kaum glauben. Eigentlich verkündet uns dieses Buch: Menschen waren zu Zeiten Mörder, sie werden es auch in Zukunft sein. Wozu also noch fragen, was die selbsternannten Mariensoldaten in ihren quasireligiösen Wahn trieb. Man muss sie nicht verstehen, man muss sie erledigen, sagen ihre Gegner. Der Leser, der sich auf der Seite der potentiellen Opfer weiß, wagt keinen Widerspruch. Aber er fühlt sich nicht wohl. SABINE BRANDT

Gert Heidenreich: „Das Fest der Fliegen“. Kriminalroman. Langen Müller Verlag, München 2009, 382 S., geb., 19,95 €.